

Jeder Werksangehörige
erhält die Zeitung kostenlos

Die „Hütten-Zeitung“
erscheint jeden zweiten Freitag

HZ 1

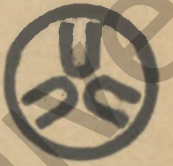
Hütten-Zeitung

des

Schalfer Vereins



Vereinigte Stahlwerke Aktien-Gesellschaft



12. Jahrgang

Zuschriften sind unmittelbar an die Schrift-
leitung „Hüttenzeitung“ zu richten

7. Oktober 1932

Nachdruck nur unter Quellenangabe und nach
vorheriger Einholung der Genehmigung
der Hauptschriftleitung gestattet

Nummer 20

Sozialisierung der Wirtschaft

In Wahlversammlungen und in der Presse ist lebhafte Diskussion über die Forderung nach Sozialisierung der Wirtschaft, insbesondere zunächst des deutschen Bergbaues, gestellt worden. Schon früher hat diese Forderung einmal eine große Rolle gespielt, und zwar gleich nach der Revolution. Sie führte zu eingehenden Beratungen in der sogenannten Sozialisierungs-Kommission, die im Jahre 1919 und 1920 stattfanden. Die damaligen Verhandlungen, an denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gleichmäßig beteiligt waren, führten bekanntlich zu keinem Ergebnis. Es herrschte die Meinung vor, daß die Wirtschaft noch nicht zur Sozialisierung „reif“ sei. Unter Sozialisierung ist, wenn wir uns die von Arbeitnehmerseite auf dem Bergarbeitertag in Gießen im Jahre 1921 gegebene Erklärung dieses Begriffes zu eigen machen, zu verstehen „die Übertragung der Verfügungsgewalt über die Gewinnung und Verteilung der Bodenschätze auf eine durch die Reichsgesetzgebung berufene Vertretung des Volksganzen.“

Wir wollen nun im folgenden die Meinungen bekannter Wirtschaftler, und zwar vorwiegend sozialistisch eingestellter Wirtschaftler, zu dieser Frage wiedergeben, ohne selbst etwas dazu zu sagen. Unsere Leser können sich ihr Urteil dann schon selbst bilden.

Zunächst sei hier der bis vor kurzem als Schlichter für Berlin tätige, der sozialdemokratischen Partei angehörige frühere Reichsarbeitsminister Wissel erwähnt. Er führte im März 1919 in der Nationalversammlung in Weimar aus: „Der Staat ist kein geeigneter Träger der Wirtschaft; er soll und kann die oberste Aufsicht führen, der oberste Sachverwalter der Gesamtheit sein, Interessengegensätze mit Weisheit und Gerechtigkeit ausgleichen. Aber er soll mit seinen starren Formen, mit seinen ehrlichen, aber oft auch täppischen Manieren nicht in das feine System von Adern und Äderchen eingreifen, das dem Volkskörper die nahrunggebenden Säfte zuführt. Das geschäftliche Handeln soll er im Rahmen der im Interesse des Volksganzen gebotenen Notwendigkeiten denen überlassen, die vermöge ihrer Zugehörigkeit zu dem betreffenden Wirtschaftszweige Verständnis für die Bedürfnisse desselben besitzen, und bei denen auch das Gefühl der Verantwortung für das Gedeihen dieses Wirtschaftslebens durch die Verbindung mit den eigenen Interessen geschärft ist.“

Derselbe Wissel sagte im Jahre 1928 in der Sozialisierungs-Kommission: „Es mag vielleicht für einen Sozialisten schmerzhaft sein, erkennen zu müssen,

daß wir das letzte Ziel sozialdemokratischer Wirtschaftsführung heute noch nicht erreichen können; aber man muß eben mit den gegebenen Tatsachen rechnen und muß nun versuchen, das zu tun, was irgend getan werden kann. Es ist eine sicherlich nicht gewollte, aber ganz offenbar vorhandene Täuschung, wenn man den Arbeiter glauben macht, daß... eine Vollsozialisierung durchführbar sei. Eine Vollsozialisierung können wir überhaupt gar nicht durchführen, dazu sind die wirtschaftlichen Verhältnisse in keiner Weise die gegebenen.“

Der bekannte sozialistische Schriftsteller Cohen-Reuß schrieb im Jahre 1920 in einem Aufsatz, betitelt: „Sozialismus und Kohlensozialisierung“ folgendes über die „Verstaatlichung“ der Wirtschaftsbetriebe: „Verstaatlichung ist bekanntlich kein Sozialismus, sonst wären die den Gemeinden und dem Staate gehörenden Unternehmungen sozialistische Betriebe.“

Man kann aber in vielen Fällen nicht einmal davon sprechen, daß sie auch nur Betriebe mit sozialem oder sozialistischem Geisteshauch sind. Jeder Arbeiter weiß das, und man muß fürchten, daß die Arbeiterschaft hinterher sehr enttäuscht sein wird, wenn bei dem, was man ihr als „Vollsozialisierung“ angepriesen hat, im Grunde nichts als eine Verstaatlichung herauskommt, wobei sich, wie die bisherigen Erfahrungen zur Genüge beweisen, die Stellung des Arbeiters selber kaum oder auch gar nicht verändert.“

Sehr interessant sind auch die Ausführungen Walter Rathenau's in der Sozialisierungs-Kommission im Jahre 1920 zu dieser Frage. Rathenau, der bekanntlich in sozialistischen Kreisen sehr geschätzt wurde, sagte damals wörtlich: „Ich folge nicht bis zu



Strahlen im Betrieb

dem Punkte, daß heute schon gesagt werden kann: wir können den Unternehmer, die gesamte Erfahrung, die gesamte Schulung durch Generationen hindurch glattweg von heute zu morgen ersehen... Weder mit großem Gehalt noch mit kleinem Gehalt kann man das. Es ist glatter Utopismus, wenn wir uns etwa heute einreden, wir hätten in Deutschland eine Schicht von 30 000, 40 000 oder 50 000 unbekanntem Talenten, die ohne weiteres in die Stellen zu treten... Darin liegt der Irrtum... daß Sie glauben, durch Maßnahmen könnte man Geist verändern. Davon ist gar keine Rede. Mit Maßnahmen können Sie nur Maßnahmen ändern; die Menschen erwecken Sie durch Maßnahmen nicht, und den Geist erzeugen Sie nicht. Meine Überzeugung ist, daß, wenn Sie heute den Unternehmer aus dem Kohlenbergbau unvermittelt ausschalten, der Kohlenbergbau des Landes zusammenbricht... Sie halten es unter dem heutigen Klima der Wirtschaft für möglich, den Unternehmer zu beseitigen; ich halte es für unmöglich, wenigstens im Kohlenbergbau.“

Zum Schluß wollen wir dem früheren preußischen Innenminister Severing das Wort geben. Er hat im Jahre 1920 wörtlich ausgeführt: „Wäre ich heute Wirtschaftsdiktator, würde ich es mir sehr überlegen, ob ich den Bergbau sozialisieren würde. Wie Post und Eisenbahn gezeigt haben, ist Sozialisierung nur möglich, wenn die Rentabilität sichergestellt ist. Heute bedeutet Sozialisierung keine Erleichterung für unser Wirtschaftsleben, sondern unsere Volksgenossen müssen mit neuen Steuern belastet werden, um die Zuschüsse zu der Rentabilität der Betriebe zu geben.“

Völkerbundskrise

Es kriselt fast überall in der Welt. Auch der brave Völkerbund wird nicht verschont von einer Krise — der gefährlichsten vielleicht, die er je durchgemacht hat. Er ist eine Frucht des Krieges. Die Idee des Völkerbundes stammt von dem ebenso phantasiereichen wie in seinen Ansichten verschwommenen damaligen amerikanischen Präsidenten Wilson, dessen berühmte vierzehn Punkte so viel Unheil über Deutschland gebracht haben. Unerfahrene und leichtgläubige Politiker hielten sie für ernsthaft und geeignet, darauf einen wirklichen Frieden für unser Vaterland aufzubauen. Wie dieser Frieden hinterher aussah, haben wir dann in Versailles erleben müssen. Sein eigenes Vaterland hat den Präsidenten Wilson dann im Stich gelassen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben weder den Versailler Frieden unterzeichnet noch sind sie dem Völkerbund beigetreten. Das sagt eigentlich schon genug.

Zuerst wollte man uns Deutsche gar nicht mal im Völkerbund haben. Wir sollten erst so eine Art Probezeit durchmachen. Man wollte zusehen, ob wir uns auch entsprechend „gut aufführten“ und hübsch brav waren, wie es die liebe, gute „Entente“ (Sprich: der Feindbund) wollte. Nachdem wir dank der sanftesten Erfüllungspolitik, die unsere verschiedenen Regierungen nach dem Kriege trieben, diese Probe bestanden hatten, würdigte man uns dann gnädigst der Aufnahme in den Völkerbund. Ja, wir bekamen sogar einen ständigen Ratsitz, eine besondere Ehre, die man allerdings beinahe auch dem famosen Polen zuteil werden ließ. Es war ein herzergreifendes Fest, unsere Aufnahme in den Völkerbund; man weinte fast vor Rührung und Güte. Nun, so hieß es, wird Deutschland endlich wieder ein „gleichberechtigtes“ Mitglied der Völkergemeinschaft, und es wurde eine prächtige Zusammenarbeit mit ihm vorausgesagt. Wie die aussah, zeigte sich nach dem flüchtigen Traum von Locarno denn auch bald genug.

Die Sitzungen des Völkerbundes wurden bald eine Quelle größter Enttäuschungen für Deutschland. Es verging keine Tagung, weder des Völkerbundes noch der Vollversammlung, auf der wir nicht irgendeine Schlappe erlitten oder eine Ablehnung unserer Anträge erfolgte. Wir brauchen nur einmal an die deutsch-österreichische Zollunion zu denken und uns das klägliche Schicksal vor Augen zu führen, das sie dort erlitt.

Aber das war nur ein Vorspiel. Es zeigte sich bald im Völkerbund, daß er ein prachtvolles Instrument für die Melodien abgab, die Frankreich und in seiner Begleitung England und die Trabanten dieser Völker singen wollten. Deutschland und die übrigen, größtenteils auch die Neutralen, durften zuhören und mußten dazu schweigen.

Die wirkliche Ohnmacht des Völkerbundes zeigte sich fast bei jedem militärischen Konflikt in der Welt. Besonders im chinesisch-japanischen Krieg des letzten Winters und jetzt wieder bei der Neubildung des japanischen Abhängigkeitsstaates der Mandschurei wurde diese Ohnmacht offenbar, und zwar so sehr, daß vor kurzem ein mächtiger japanischer Politiker erklärte, wenn der Völkerbund in Genf nicht wollte wie Japan, so werde Japan einen asiatischen Völkerbund ins Leben rufen.

Das alles waren bedenkliche Zeichen für den Völkerbund. Sie kündeten schon die Krise an, in der er sich heute befindet. Vollkommen wurde diese aber mit dem Beginn der sogenannten Abrüstungskonferenz, auch einer Veranstaltung des Völkerbundes. Was wir auf dieser Konferenz alles erleben mußten, ist noch lebhaft in aller Erinnerung. Sie zeigte deutlich und immer deutlicher, daß unsere ehemaligen Feinde, allen voran Frankreich, nicht daran denken, abzurüsten, sondern eher alles nur mögliche tun, um ihre Kriegsrüstung zu Wasser und zu Lande zu modernisieren und immer furchtbarer zu machen. Dieses Ziel verfolgen sie, obwohl ausdrücklich in Artikel 8 der Völkerbundsatzung zu lesen steht, daß sich die „Bundesmitglieder zu dem Grundsatz bekennen, daß die Aufrechterhaltung des Friedens eine Herabsetzung der nationalen Rüstungen auf das Mindestmaß erfordert, das mit der nationalen Sicherheit und mit der Erfüllung internationaler Verpflichtungen durch gemeinschaftliches Vorgehen vereinbar ist.“

Und das Tollste kommt jetzt! Als sich Deutschland als Mitglied des Völkerbundes auf diesen Artikel berief und eine Gleichberechtigung mit den übrigen Völkern auch in der Rüstungsfrage forderte, da hielt ihm der französische Ministerpräsident Herriot, unterstützt und vorbereitet durch den englischen Außenminister Simon, vor, daß Deutschland nicht berechtigt sei, eine Aufrüstung oder eine Gleichberechtigung zu verlangen, da man ja schon dabei sei, abzurüsten. Herriot wies auf die Abrüstungsbestrebungen Frankreichs hin. Dabei steht fest, daß der höchste Friedensstand der französischen Armee in den Jahren 1913/1914 sich auf 900 000 Mann belief, während aber nach den eigenen Angaben, die Frankreich dem Völkerbund gemacht hat, in diesem Jahre immer noch über 600 000 Mann unter den Waffen stehen. Die Verminderung ist also schon rein kopfmäßig sehr viel geringer, als es in Herriots Zahlen, die den Eindruck einer Herabsetzung um über die Hälfte machen sollen, zum Ausdruck kommt. Herriot nennt in heuchlerischer Entstellung die vor kurzem bekanntgegebenen Maßnahmen zur Erziehung der deutschen Jugend eine Schule zur Menschentötung, obwohl die Ausbildung der deutschen Jugend nicht im geringsten



militärischen Charakter hat. Daß dagegen die Jugendausbildung in Frankreich nur eine Vorstufe für die militärische Dienstzeit ist, übersieht Herriot offensichtlich. Seinem Verlangen nach moralischer Abrüstung Deutschlands setzen wir die Rede des Vorsitzenden des Obersten französischen Kriegsrates entgegen, der vor einigen Tagen in Turin sagte, kein Kriegsmann in Frankreich werde Ruhe haben, solange noch ein Deutscher links des Rheines stünde. Ist das der Geist der moralischen Abrüstung? Von Deutschland verlangt man den Verzicht auf jede Verteidigungsmöglichkeit, während man im gleichen Atemzuge erklärt, daß die Sicherheit und Verteidigung eine der ersten französischen Bürgerpflichten sei.

Die Unsinnigkeit dieser Beweisführung ist vom Präsidenten Henderson, der Vorsitzender der Abrüstungskonferenz ist, richtig erkannt, wenn er vor kurzem in einer englischen Zeitung schrieb, daß die ehemaligen Verbündeten sich klarmachen müßten, daß der dreizehn Jahre lange Fluch der Mindertwertigkeit im deutschen Volke Entrüstung habe hervorrufen müssen, der sich durch die Nichterfüllung der ihm gegebenen Versprechen noch verstärkt habe.

Unter diesen Umständen wird sich die Reichsregierung, wie sie es bisher getan, auch weiterhin an den Beratungen der Abrüstungskonferenz des Völkerbundes so lange nicht beteiligen, bis man unser Verlangen nach Gleichberechtigung anerkannt hat. Dabei wird sie die Zustimmung aller vernünftigen Deutschen finden. Die Krise des Völkerbundes ist da. Deutschland hat nichts Unbilliges verlangt. Es fordert nur das, was es nach der Satzung des Völkerbundes, dessen vollberechtigtes Mitglied es ist, verlangen kann: die volle Gleichberechtigung, auch in der Abrüstungsfrage. Wird sie ihm verweigert, so hat der Völkerbund für Deutschland seine innere Berechtigung verloren. Das sollten sich die Herren in Genf gründlich klarmachen.

Vor einigen Tagen ist eine neue Tagung des Völkerbundes eröffnet worden. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, wie es um ihn steht, so hat sie die Rede geliefert, die der derzeitige Ratspräsident, der irische Ministerpräsident de Valera zu Beginn der Tagung gehalten hat. Er kam auf die Abrüstungskonferenz zu sprechen und sagte, er glaube nicht, daß man ihn der Übertreibung beschuldigen könne, wenn er feststelle, daß die bisher erzielten Fortschritte weit hinter dem zurückbleiben, was die Völker gewünscht und erwartet hätten. Es sei ein Irrtum, so führte er aus, zu glauben, daß der Völkerbund von Lobsprüchen und Zufriedenheitsfundgebungen leben könne. Es gebe über den Kreis der diplomatischen Versammlungen hinaus noch eine öffentliche Meinung, und ihr müsse man die Verzögerungen in den Verhandlungen erklären, die so viele Befürchtungen und Kritiken hervorgerufen hätten. Der Völkerbund stehe vor einer harten Probe, bei der sich ergeben müsse, ob er so schwach sei, daß die Voraussage seiner Auflösung sich bewahrheiten würde, oder ob er in der Lage sei, neue Hoffnungen zu hegen.

Diesen Worten haben wir in Deutschland nichts hinzuzufügen.

Kolff.

Interessante Zahlen aus dem Weltgeschehen

Jeden Tag lesen wir die Zeitung, jede Woche also sechs Zeitungen. Dazu kommen noch Zeitschriften, illustrierte Blätter, Bücher, Kalender und Aehnliches. Jedes Jahr nehmen wir Millionen von gedruckten Worten in uns auf, lassen uns Tausende von Begriffen, Gedanken, überraschenden Ueberlegungen, allerlei Seltsamkeiten vermitteln, lesen es und lassen es, ob gewollt oder ungewollt, in unserer Gedächtniskiste verschwinden. Bei irgendeiner Gelegenheit erinnern wir uns, von diesem oder jenem schon gehört zu haben und stellen fest, daß wir wohl die Glocken läuten hören, aber nicht mehr wissen, wo sie hängen.

Jeder Tag bringt Interessantes, Kurz- und Langweiliges, was wir je nach Einstellung mit mehr oder weniger Vergnügen lesen, um es zu vergessen, obwohl vieles aus diesem Durcheinander wert ist, daß man seine Bekanntschaft erneuert und einige Ueberlegung an diese Bekanntschaft wendet. Denken Sie z. B. daran, daß wir — um einen beliebigen Ausdruck zu gebrauchen — doch alle ein Herz in der Brust haben. Können Sie sich entsinnen, was Sie von diesem Herzen schon alles gelesen haben?

Es wird Ihnen gleich wieder einfallen, wenn Sie hören, daß dieser Muskel, nicht größer als eine Faust, der geschmeidigste Motor ist, den man sich denken kann. Ein Motor, der bei einem gesunden Menschen siebenzig bis achtzig Jahre und noch länger ununterbrochen arbeitet, nicht repariert zu werden nötig hat, mit virtuoser Elastizität ungeheuren Anforderungen standhält und dabei noch eine unglaublich große Arbeit verrichtet. Nehmen wir an, daß das Herz in einer Stunde durchschnittlich fünftausendmal schlägt und rechnen wir das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden, so ergibt das bei einer Lebensdauer von 60 Jahren 2 629 800 000, d. i. zwei Milliarden 629 Millionen 800 000 Herzschläge. — Finden Sie das nicht überraschend?

Und wissen Sie, was dieses Miniatur-Pumpwerk, neben der aufzuwendenden Kraft, diese hohe Zahl von Eigenbewegungen zu machen, sonst noch leistet? Bei rund siebenzig Schlägen in der Minute treibt es rund 200 Kubikzentimeter Blut durch unsere Adern, in einer Stunde also 12 000 Kubikzentimeter. Nehmen wir das Gewicht des Blutes mit rund einem Kilogramm für 1000 Kubikzentimeter an, so ergibt sich, daß in einem Zeitraum von 24 Stunden das Herz 288 Kilogramm bewegt, also 576 Pfund, in einem Monat zu dreißig Tagen gerechnet 8640 Kilogramm, im Jahre 103 680 Kilogramm, was wieder für die Dauer eines sechzigjährigen Menschenlebens das gewaltige Gewicht von 6 220 800 Kilogramm ergibt. Das ist das Gewicht von rund 63 schweren Schnellzuglokomotiven, die Sie sich bei dieser Gelegenheit mal hintereinander

aufgestellt denken müssen. Und das alles leistet dieses kleine, etwa ein Pfund wiegende Gebilde in unserer Brust, angetrieben von geheimnisvollen Kräften, ohne daß wir darauf achten und seine ungeheure Leistung würdigen.

Aber auch das Blut, das von der Arbeit des Herzens getrieben, unsere Adern durchströmt, uns erwärmt, die Vielheit unseres Körpers ernährt, uns die Atmung ermöglicht, ist ein Zahlenwunder. In einem Kubikmillimeter befinden sich nämlich — eine normale Beschaffenheit des Blutes vorausgesetzt — nicht weniger als fünf Millionen rote und 8000 weiße Blutkörperchen, von denen die roten ihren Weg in der Mitte der Blutbahn nehmen, während die weißen Körperchen an den Rändern der Adern entlang wandern und den ganzen Körper des Menschen auf fremde, ihn schädigende Eindringlinge wie Krankheitserreger und andere überwachen.

Die Lebensdauer eines roten Blutkörperchens beim Menschen kann auf vier bis fünf Wochen geschätzt werden, dann stirbt es ab und wird vom Körper ersetzt. In einem Jahre muß also die Gesamtzahl nur der roten Blutkörperchen, die etwa 22 Billionen beträgt, ungefähr zehnmal erneuert werden, so daß wir in einem Jahre 220 Billionen rote Blutkörperchen neu bilden. Das auf die Lebensdauer von sechzig Jahren umgerechnet ergibt die ungeheuerliche Zahl von 13 200 Billionen roter Blutkörperchen, die durch die Milz und Leber umgeschmolzen und erneuert werden.

Haben Sie von dieser fortgesetzten Umwandlung in Ihrem Körper schon mal etwas gemerkt, obwohl es sich um Mengen handelt, die zahlenmäßig von unvorstellbarer Größe und Vielheit sind? Und so gibt es hundert Wunder in unserem eigenen Körper, die uns gar nicht zum Bewußtsein kommen, da wir keine

Zeit darauf verwenden, uns um sie zu bekümmern, da wir sie als Gewohntes nicht beachten.

Doch weiter — sehen wir zu, was es sonst noch alles gibt, was uns in dieser oder jener Form schon mal als geistige Kost verabreicht wurde und wir nicht zu beachten pflegen.

Ein Auto, das mit 72 Kilometer Stundengeschwindigkeit über die Landstraße braust, legt in jeder Sekunde einen Weg von zwanzig Meter zurück. Das ist eine ganz anständige Reisegeschwindigkeit, die vor hundert Jahren als unerreichbar und unmöglich galt. Sie wird jedoch von der Rekordzeit, die über 300 Kilometer in der Stunde liegt, noch weit überboten. Flugzeuge gar, von denen unsere alten Leute sogar noch wissen, daß ihre Existenz, weil schwerer



Silhouetten aus Stahl und Eisen
Zeichnung von Maximilian Michalik

Rede deutlich, Mißverständnisse können zu Anfällen führen!

Hermann und Dorothea

Dichtung in neun Gesängen von Johann Wolfgang von Goethe



(15)
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte: sie sank ihm leis auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So
stand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernstern Willen gebändig,
Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlte er die herrliche Last, die Wärme des Herzens
Und den Balsam des Atems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.
Doch sie verhehlte den Schmerz und sagte die scherzenden
Worte:
„Das bedeutet Verdruß, so sagen bedenkliche Leute,
Wenn beim Eintritt ins Haus nicht fern von der Schwelle
der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch, fürwahr, ein besseres Zeichen gewünscht!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern nicht
tabeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein schlechter Wirt du
erscheinst.“

Urania / Aussicht.

Musen, die ihr so gern die herzliche Liebe begünstigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Brust ihm das Mädchen noch vor der Verlobung
gedrückt habt:

Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Teilet die Wolken jogleich, die über ihr Glück sich heraufziehen!
Aber jaget vor allem, was jetzt im Hause geschieht.

Ungebuldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das sorglich erst sie verließen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom schnellen Verbunkeln
des Mondes
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte
Gefahren
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu
sprechen.
Ohne zu werben für ihn, sie so bald sich vom Jüngling
getrennet.
„Mache nicht schlimmer das Abel!“ versetzte unmutig der
Vater;
„Denn du siehst, wir harren ja selbst und warten des Ausganges.“

Aber gelassen begann der Nachbar sitzend zu sprechen:
„Immer verdank' ich es doch in solch unruhiger Stunde
Meinem seligen Vater, der mir, als Knaben, die Wurzel
Aller Ungebuld ausriß, daß auch kein Fäschen zurückblieb,
Und ich erwarten lernte jogleich, wie keiner der Weisen.“
„Sagt“, versetzte der Pfarrer, „welch Kunststück brauchte
der Alte?“
„Das erzähl' ich Euch gern, denn jeder kann es sich merken“,
Sagte der Nachbar darauf. „Als Knabe stand ich am
Sonntag
Ungebuldig einmal, die Ruthe begierig erwartend,
Die uns sollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.“

als die Luft, einfach als eine Unmöglichkeit betrachtet wurde, bringen es bis auf rund 500 Kilometer in der Stunde, und wir bewundern mit Recht diese fabelhafte Geschwindigkeit, die in der Sekunde rund 140 Meter hinter sich bringt. Es wird Menschen genug geben, die eine Einladung zu einer derartigen Fahrt kaltlächelnd ablehnen und lieber auf der guten alten Erde bleiben, wo ihnen solch windige Sachen nicht passieren können. Aber was tut diese gute alte Erde, der wir in aller Gemütlichkeit auf dem Buckel herumtreten? Nun — sie macht sich den Spaß, auf ihrem Wege um die Sonne, den sie bekanntlich in rund 365 Tagen vollendet, uns alle — ob ängstlich oder nicht — mit einer Geschwindigkeit von etwa 30 Kilometer, also 30 000 Meter in der Sekunde, mitzureißen und wir — wir merken es nicht und lehnen es ab, uns nur 140 Meter in der Sekunde forttragen zu lassen.

Trotz ihrer wahnsinnigen Geschwindigkeit, mit der die Erde um die Sonne herumpurzelt, gebraucht sie etwa sieben Minuten, um einen Weg zurückzulegen, der ihrer eigenen Größe entspricht, denn sie hat am Äquator gemessen eine durchschnittliche Größe von rund 12 800 Kilometer. Dagegen legen unsere Schwalben in der Sekunde etwa fünfzig Meter zurück und haben damit ihre eigene Größe in einer Sekunde rund 250mal durchflogen. Wer ist denn nun eigentlich schneller?

Darüber sind wir uns ja einig, daß 30 000 Meter in der Sekunde eine schreckliche Schnelligkeit bedeuten. Stellen Sie sich vor, daß Sie bei dieser Fixigkeit in etwa fünfzehn Sekunden von Berlin bis Köln reisen könnten, wenn...! Aber es gibt noch schnelleres. Die Schnelligkeit unseres Sternes wird noch weit überboten von der eines Sternes im Sternbild des „Großen Bären“, der den schönen Namen „Schnellläufer“ erhalten hat. Dieser Stern bringt es auf die zehnfache Erdgeschwindigkeit und jagt also mit 300 Kilometer = 300 000 Meter in der Sekunde durch den Sternraum. Doch alle seine Schnelligkeit, die schon mehr einem Sturz gleicht, kann nicht die Fesseln, die das Naturgeschehen ihm angelegt hat, lösen. Er schwingt mit im ewigen Rhythmus des Weltlaufes und alle seine Fixigkeit ist nichts als die Auswirkung der ewigen Gesetze, die den Sternlauf in seine Bahnen zwingt.

Doch auch diese 300 Kilometer in der Sekunde werden weit, weit übertroffen von der höchsten im Weltensraum überhaupt möglichen Schnelligkeit des Lichtes. Sie übersteigt die des Schnellläufers noch um das Tausendfache und beträgt in der Sekunde 300 000 Kilometer. Damit ist die Grenze der Geschwindigkeit erreicht, denn es gibt vorläufig nichts, was man als schneller erkannt hätte. Diese Geschwindigkeit ist so ungeheuer, daß wir, wenn wir mit einem Lichtstrahl reisen könnten, in rund einein Drittel Sekunden auf dem Monde anlangen, der sich in etwa 384 000 Kilometer Entfernung von unserer Erde herumtreibt. In diesen einein Drittel Sekunden würden wir einen Weg zurücklegen, zu dessen Bewältigung ein Schnellzug sechs Monate gebrauchen würde. Wollten wir aber mit dem gleichen Schnellzug nach dem uns zunächst stehenden Planeten Venus fahren, der sich etwa vierzig Millionen Kilometer weit von uns entfernt befindet, so würden wir das zweifelhafte Vergnügen haben, zweihundertfünfzig Jahre lang

reisen zu müssen. Der Lichtstrahl aber, mit dem wir in Gedanken reisen, schafft das in der Kleinigkeit von rund anderthalb Minuten. Um von der Sonne bis zur Erde zu reisen, braucht er allerdings schon etwas länger, nämlich eine Kleinigkeit mehr als acht Minuten. Wenn wir also von hohem Berge den Sonnenaufgang beobachten und nun mit Entzücken am rofigen Horizont den ersten Lichtstrahl aufblitzen sehen, so hat in Wirklichkeit die Sonne diesen Punkt schon vor acht Minuten erreicht, wir sehen sie jedoch noch nicht, weil der jetzt zu uns gelangte erste Sonnenstrahl diese Zeit für seine Reise brauchte. Ebenso ist es am Abend. In Wirklichkeit ist die Sonne schon seit acht Minuten unter dem Horizont verschwunden, wir sehen sie aber trotzdem noch acht Minuten lang langsam unter der Sehlinie verschwinden, weil der letzte Strahl der Sonne, der unser Auge trifft, diese Zeit noch unterwegs ist. Der schon vorhin erwähnte Schnellzug würde, um die Strecke des Sonnenlichts zurückzulegen, 190 Jahre lang im schnellsten Tempo ununterbrochen fahren müssen.

So erstaunlich diese Lichtgeschwindigkeit wirkt, wenn man sie mit unseren gewohnten Schnelligkeiten vergleicht, ist die Größe des uns umgebenden Weltenraumes gleichwohl noch erstaunlicher. Um überhaupt noch einigermaßen verständliche Zahlen zu erhalten, brücken wir die Entfernungen im Weltenraum in sogenannten Lichtjahren aus. Das heißt, daß ein Lichtjahr die Entfernung bedeutet, die das Licht im Laufe eines Jahres bei seiner Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde als Weg zurücklegt. Wir nehmen also die Sekunden eines Jahres — das sind 31 556 926 mal 300 000 Kilometer und haben dann die Entfernung, die ein Lichtjahr ausdrückt, nämlich 9 467 077 800 000 Kilometer, also rund neunehnhalf Billionen Kilometer. Können Sie sich das vorstellen? Nein? Beruhigen Sie sich, andere können es auch nicht, weil es eine für uns Menschen unvorstellbare Entfernung ist.

Wenn wir uns nun mit Lichtgeschwindigkeit nach dem uns am nächsten stehenden Fixstern begeben wollen, das ist der Stern Alpha im Sternbild des Kentaurus, so gebrauchen wir nur eine Zeit von vier Jahren und vier Monaten oder 4,3 Lichtjahre. Wieviel Kilometer das sind, rechnen Sie sich bitte selbst aus.

Das Licht des Polarsterns, eines ganz bekannten und beliebten Sternes, der uns immer so hübsch anzeigt, in welcher Richtung Norden liegt, gebraucht sechzig Jahre, um zu uns zu gelangen. Wenn also dieser Stern, was wir jedoch nicht hoffen, heute erlöschen sollte, so sehen wir ihn noch sechzig Jahre lang an seinem Platz am Himmel, in der fünf-fachen Entfernung des Abstandes der beiden letzten Sterne des Großen Bären voneinander dem Scheitelpunkte zu, leuchten und uns Richtung weisen, bis nach sechzig Jahren der letzte uns treffende Lichtstrahl Kunde gibt von dem, was vor einem Menschenalter dort oben zum Untergang des Sternes geführt hat. (Schluß folgt)



Ein stiller Winkel
Aufnahme: stud. theol. W. Friedel

Mit Feuer und Licht — betritt feuergefährliche Räume nicht!

Doch sie kam nicht; ich lief, wie ein Wiesel, dahin und bort hin, Treppen hinauf und hinab und von dem Fenster zur Türe. Meine Hände pridelften mir, ich kratzte die Tische, Trappelte stampfend herum, und nahe war mir das Weinen. Alles sah der gelassene Mann; doch als ich es endlich Gar zu tödlich betrieb, ergriff er mich ruhig beim Arme, Führte zum Fenster mich hin und sprach die bedenklichen Worte:

„Siehst du des Tischlers da drüben für heute geschlossene Werkstatt?

Morgen eröffnet er sie, da rühret sich Hobel und Säge, Und so geht es von frühe bis abend die fleißigen Stunden. Aber bedenke dir dies: der Morgen wird künftig erscheinen, Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen, Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden;

Und sie tragen das bretterne Haus geschäftig herüber, Das den Geduld'gen zulezt und den Ungebuldigen aufnimmt,

Und gar bald ein brüdenbes Dach zu tragen bestimmt ist. — Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen, Sah die Bretter gefügt und die schwarze Farbe bereitet, Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche. Kennen andere nun in zweifelhafter Erwartung Ungebärbig herum, da muß ich des Sarges gedenken.“

Lächelnd sagte der Pfarrer: „Des Todes rührendes Bild steht

Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.

Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln; Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung:

Weiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen, Zeige man doch dem Jüngling des edel reisenden Alters

Wert, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises

Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!“

Aber die Tür ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten

Aber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;



„Ja, es schien die Türe zu klein, die hohen Gestalten Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.

Hermann stellte den Eltern sie vor mit fliegenden Worten: „Hier ist“, sagt' er, „ein Mädchen, so wie ihr im Hause sie wünschet.

Lieber Vater, empfanget sie gut! Sie verdient es. Und, liebe

Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der Wirtschaft,

Daß ihr seht, wie sehr sie verdient, Euch näher zu werden.“

Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer beiseite, Sagte: „Würdiger Herr, nun helfst mir aus dieser Besorgnis Schnell, und löset den Knoten, vor dessen Entwicklung ich schaudre.

Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht erworben,

Sondern sie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,

Daß unwillig sie flieht, sobald wir gedenken der Heirat.

Aber entschieden sei es sogleich! Nicht länger im Irrtum Soll sie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage.

Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!“

Und es wendete sich der Geistliche gleich zur Gesellschaft. Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters

Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte,

Mit behaglicher Art, im guten Sinne gesprochen: „Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freunden erfahr' ich,

der Sohn hat

Auch wie der Vater Geschmach, der seinerzeit es gewiesen, Immer die Schönste zum Tanze geführt und endlich die Schönste

In sein Haus als Frau sich geholt: das Mütterchen war es, Denn an der Braut, die der Mann sich erwählt, läßt gleich sich erkennen,

Welches Geistes er ist, und ob er sich eigenen Wert fühlt.

(Fortf. folgt.)

Die Entstehung der Werkskonsumanstalten und ihre Aufgaben

Die Industrialisierung unseres Vaterlandes und im besonderen unserer engeren Heimat, des heutigen rheinisch-westfälischen Industriegebietes, ist ein Werk weniger Jahrzehnte gewesen. Manche Straßen und Plätze, die heute zum Kern unserer großen Städte gehören, bildeten in den 60/70er Jahren noch Wald, Wiesen oder landwirtschaftliche Fluren, und eine Stadt wie Essen — heute fast 650 000 Einwohner — zählte im Jahre 1860 nur rund 18 500 Seelen. Diese fast märchenhafte Entwicklung, wodurch Millionen von Menschen Arbeit und Brot erhielten, ist die Tat weniger tatkräftiger Männer gewesen, die auf dem großen Werk des Altreichskanzlers Bismarck aufbauten, der die seit Jahrhunderten ersuchte Einheit des Deutschen Reiches durch die siegreichen Feldzüge von 1864, 1866 und 1870 endlich geschmiedet hatte.

Aus allen Gegenden Deutschlands, vor allem aus den landwirtschaftlichen Gebieten Ost- und Westpreußens, aus Pommern, Schlesien und Westfalen, wurden Arbeitskräfte herangezogen, die Essen lohten, die Hämmer dröhnten und riesige Siedlungen entstanden in wenigen Jahren. Die preiswerte Versorgung dieser so plötzlich zusammengeballten Menschenmassen mit guten Lebensmitteln und sonstigen Gütern des täglichen Bedarfs war schon wegen der zeitweise mangelhaften Verkehrswege eine schwierige Aufgabe, ganz abgesehen davon, daß genügend fachmännische und gut geleitete ortsansässige Geschäfte nicht immer vorhanden waren. Es liegt wohl in der menschlichen Natur, daß dieser letztere Umstand in vielen Fällen von Leuten ausgenutzt wurde, die sich ihrer Verantwortung gegenüber der Allgemeinheit nicht bemußt waren und durch Ueberteuerung ernten wollten, wo sie nicht gefät hatten.

Die Arbeiterschaft bat deshalb die Leiter der Betriebe, durch Erziehung von Werksläden für eine preiswerte Beschaffung von guten Lebensmitteln Sorge zu tragen. Männer wie Alfred Krupp, August Thyssen, Haniel, Baare und viele andere betrachteten es aus ihrer sozialen Gesinnung heraus als eine Selbstverständlichkeit, den vielfachen Beschwerden nachzugehen und im Interesse ihrer fleißigen, tüchtigen Beamten- und Arbeiterschaft die Werkskonsumanstalten zu schaffen. So entstanden in den 60er Jahren die ersten Einrichtungen dieser Art, denen weitere im Laufe der Jahre und Jahrzehnte folgten, zumal mit dem Abbau der Kohle in den südlicheren Bezirken die Industrie nach Norden wanderte, wo wegen der spärlichen Besiedelung neue große Wohnkolonien errichtet werden mußten. Man kann heute wohl sagen, daß fast jedes größere industrielle Werk eigene Konsumanstalten besitzt.

Zweck und Aufbau der Werkskonsumanstalten war damals und ist noch heute:

1. Lebensmittel und andere tägliche Bedarfsgüter, deren Beschaffenheit und Güte einwandfrei sein muß, im großen einzukaufen, unter Wahrung einer kaufmännischen Kalkulation an die Käufer preiswert abzugeben und
2. preisregulierend auf die benachbarten Läden des übrigen Handels einzuwirken;
3. den Reallohn der Werksangehörigen dadurch zu steigern, daß der bilanzmäßige Ueberschuß restlos den Kunden durch die Rückvergütung zugeführt wird;
4. marktshreierische, teure Reklame nicht zu betreiben.

Nach diesen gebiegenen Grundfäden wurden die Werkskonsumanstalten bis auf den heutigen Tag geführt und erfreuten sich nicht nur in den guten Vorkriegs-, sondern auch in den bösen Kriegs-, Revolutions- und Inflationsjahren großer Beliebtheit bei der Beamten- und Arbeiterschaft.

Als der Inflationsstauel vorüber war, mußten die Werke, die durch den fast entschädigungslosen Verlust großer Anlagen in Elsaß-Lothringen usw. und durch die Geldentwertung bedeutende Teile ihres Kapitals verloren hatten, die Werkskonsumanstalten auf eine neue Grundlage stellen, weil Zuschüsse irgendwelcher Art nicht mehr gegeben werden konnten, wie dies in der Kriegs- und Inflationszeit in großem Umfange geschehen war. Die Werkskonsumanstalten wurden daher fast ausnahmslos selbständige Abteilungen und mit einem bestimmten Betriebsvermögen ausgestattet; sie haben für Miete, Licht, Heizung, Steuern und dergleichen dieselben Lasten zu tragen wie jedes andere Handelsgeschäft. Aber diese rein kaufmännische Gliederung hat den sozialen Charakter der Werkskonsumanstalten nicht verändert, sondern die Leistungsfähigkeit im Interesse der Werksangehörigen erhöht.

Schon 1924 konnte die Ausschüttung des Gewinns entweder in Form der Jahresdividende oder laufend durch die Rabattkarte wieder aufgenommen werden, nachdem die Verteilung in der Zeit der Geldentwertung vorübergehend eingestellt werden mußte. Gerade diese Maßnahme zeigt, daß die Werkskonsumanstalten genau wie zur Zeit ihrer Gründung lediglich das Wohl ihrer Werksangehörigen im Auge haben, eine Tatsache, die vor allem von der Hausfrau anerkannt wird, die ein sehr gutes Gefühl dafür hat, wo sie Lebensmittel preiswert und in voller Güte erhält. Da die Ausschüttung der Jahresrückvergütung gewöhnlich im Herbst oder zu Weihnachten erfolgt, erfährt die eigene Hauswirtschaft hierdurch eine große Erleichterung, weil z. B. die Einkellerung der Kartoffeln ohne Rückgriff auf den Lohn des Mannes vorgenommen oder auch zu Weihnachten den Familienangehörigen viel Freude durch Geschenke aller Art bereitet werden kann.

Aufnahmegebühren, Einzahlungen oder Haftsummen haben die Kunden der Werkskonsumanstalten im Gegensatz zu anderen Einrichtungen nicht zu leisten, so daß sie auch nichts verlieren können, wie dies gerade in letzter Zeit Tausende von Beamten und Arbeitern zu ihrem Leidwesen erfahren haben. Die Leiter der Konsumanstalten tragen ihren Werken gegenüber für eine ordentliche, saubere Geschäftsführung die Verantwortung, und es spricht für sich, daß die Werkskonsumanstalten trotz des erbitterten, vielfach unrealen Wettbewerbs allgemein den Ruf muster-gültiger gemeinnütziger Werkseinrichtungen genießen.

Der leidige Klassenkampf hat manche Entfremdung gezeitigt, die Werkskonsumanstalten aber sind Betriebe, deren sozialen Segen jeder unvoreingenommene Beamte und Arbeiter genießen kann; sie sind ein wichtiges Bindeglied zu der sowohl von der Unternehmer- als auch von der Arbeiterschaft angestrebten Werksverbundenheit.

Die neue Großglochner-Hochalpenstraße

Die Bauarbeiten an der Nord- und Südrampe der insgesamt achtundvierzig Kilometer langen Großglochner-Hochalpenstraße sind zu achtundsiebzig Prozent fertiggestellt. Nach Fertigstellung dieser Arbeiten muß noch die sieben Kilometer lange Scheiteltreppe ausgebaut werden.

Laß dich in deiner Arbeit gut unterrichten!

Unter der Lupe

Gelsenkirchen, den 7. Oktober 1932

Sehr geehrter Herr Redakteur!

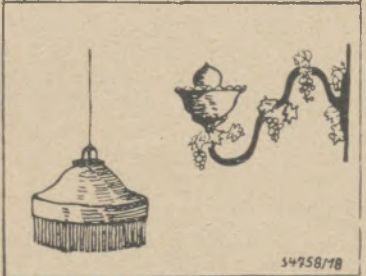
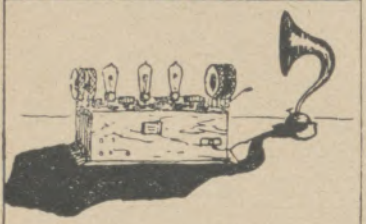
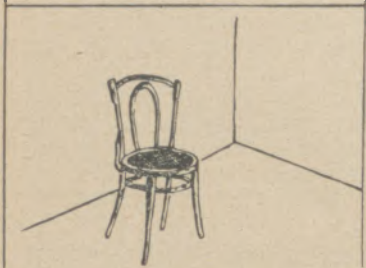
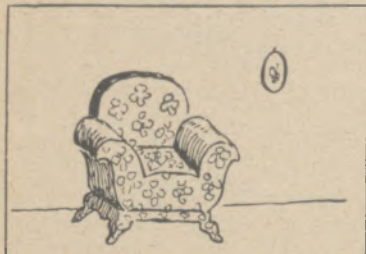
Es ist wohl so, daß jede Jahreszeit ihre besonderen Reize hat, man müßte denn schon mit geschlossenen Augen durch die Natur gehen. Die Herbstzeit bringt aber neben einer verschwenderischen Blütenpracht an Dahlien und Astern eine Färbung in die Natur, die, wenn sie auch dem Uebergang zum großen Sterben zeigt, doch ganz wundervoll ist. Eichen und Buchen gehen mit ihrem Laub ins Gelbliche und Rötliche über und bringen eine Farbenharmonie, wie sie der modernste Maler nicht zustande bringt. Wer sonst auch nicht so sehr für Natur, Wandern und alles was damit zusammenhängt, schwärmt, sollte in diesen Wochen doch mal Umschau halten in Wald und Feld, da kommt man augenblicklich auf seine Rechnung. Nun hat aber der Herbst auch eine praktische Seite, und das ist die Ernte. Ich sah Kartoffelfelder, die fünfzehn-, achtzehn- und gar zwanzigfachen Ertrag brachten. Das ist denn doch eine Abnormität in diesem Jahre. Wenn man sonst einen zehn- bis zwölffachen Ertrag hat, so ist man recht zufrieden, und man spricht von einer sehr guten Ernte. Mit dem Obst ist das Ding nun schon nicht so wild, obgleich auch an manchen Stellen recht gute Ernteergebnisse zu verzeichnen sind, trotzdem die Blüte im Frühling verregnete. Es ist mir nur unverständlich, wie man in dieser Zeit noch Auslandsobst absetzen kann. Alles stöhnt, alles klagt Stein und Bein, und trotz allem Glend und aller Not gibt es ausländische Pfirsiche, die pro Stück

etwa fünfzehn Pfennig kosten und ausländische Äpfel zu fünfzig und sechzig Pfennig das Pfund. Wer die kauft, meinen Sie? Das weiß ich nicht, ich nicht, ich komme mit dem deutschen Obst aus, das die Hälfte kostet. Man kann es nicht verstehen, daß es solche Ledermäuler gibt, aber die Sachen werden gekauft. Mit den Trauben ist es ebenso. Wenn ich Ledermäuler sage, so finden die Leute immer das Leder und herrlich, was viel Geld kostet, in Wirklichkeit ist unser deutsches Obst viel besser von Geschmack als das ausländische. Das gilt auch ganz besonders von unseren Trauben. Unsere rheinischen dünnhäutigen Trauben sind viel würziger und von natürlicherer Süße als die im Treibhaus in Belgien gezogenen. Es ist eigenartig, daß die Menschen immer nach den Dingen schießen, die entweder unerreichbar oder nur unter schweren Opfern zu erwerben sind. Das gilt von allen möglichen Sachen.



Wir sind dabei, einen vorschriftsmäßigen Stall zu bauen

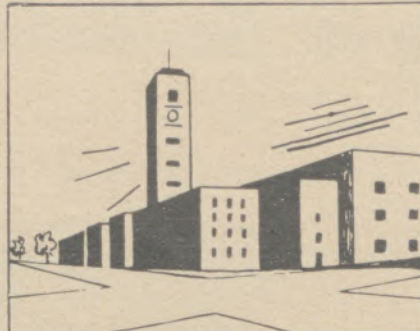
Der Kaninchen-Zuchtverein Gute Hoffnung, Hüllen, hatte mit einer Eintrittskarte zur Kaninchenausstellung geschickt, wofür ich hierdurch herzlich danke, besonders für das liebenswürdige Anschreiben. Leider war es mir nicht möglich, zu kommen, ich hatte eine Abhaltung, die es mir unmöglich machte. Als meinen Vertreter hatte ich inkognito M a r g e L e h m a n n mit seinem Sohn hingeschickt, die denn nun ganz begeistert wiederkamen. Besonders Fritze schwärmt nun von Belgischen Riesen, Blauen Wienern, Schecken und was weiß ich. Wir sind dabei, einen vorschriftsmäßigen Stall zu bauen, und dann soll die Zucht losgehen. Nun ist das wirklich eine ganz famose Sache. Neben der Liebhaberei, diese reizenden Tierchen zu züchten, ist das auch eine recht lukrative Angelegenheit. Ich habe das des öfteren beobachtet und auch bei Ausstellungen festgestellt. Zunächst soll jeder Interessent mal das Vorurteil aus-



Alt



Kesselhaus der Schachtanlage Robert Müser

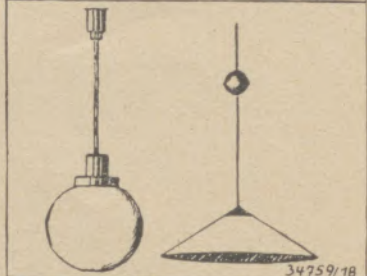
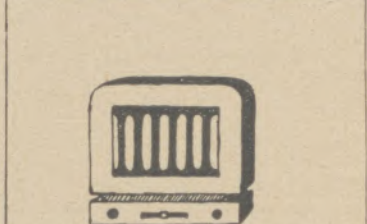
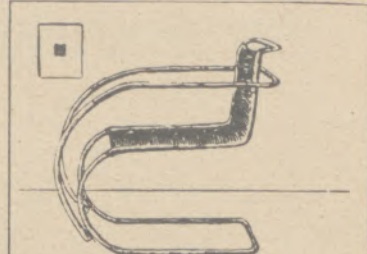


Neuzeitlicher Stadtteil

Die „neue“ gute Form

Ein Streifzug durch Museen, altertümliche Städte usw. macht uns mit Zeitepochen bekannt, die, wenn wir sie mit unserer Zeit vergleichen, ganz anders geartet sind. Was uns aber an einer solchen Zeit, gleich, welche wir wählen, auffällt, ist der geschlossene Eindruck aller ihrer Ausdrucksformen. Es sind der gleiche Charakter, dieselbe Linie, der immer wiederkehrende Rhythmus, die sich in allen Dingen ausdrücken. Ein Vergleich unserer Zeit mit solch einer vergangenen Zeitepoche läßt uns erkennen, daß unserer heutigen Kultur diese Reife zu einer geschlossenen Harmonie fehlt. Auf der einen Seite begegnen wir einer falschen Romantik, die in sentimentaler Erinnerung die Form der Vergangenheit wieder beleben möchte, auf der anderen Seite dem kühnen Geist der Technik, der neuerdings seine Form in einer verblüffenden Sachlichkeit ausdrückt; alles dem Zweck entsprechend, praktisch, einfach, ohne jede Verzierung. Jeder Gegenstand, von der monumentalsten Architektur bis zum einfachsten Gebrauchsgegenstand zeigt in seiner Form seine erhöhte Gebrauchsfähigkeit. An Hand einiger Zeichnungen möchte ich den Lesern den Einfluß der uns von der Technik gegebenen modernen sachlichen Formen zeigen. Das obere Bild links zeigt uns, wie sich diese neue Form bei dem Kesselhaus der Schachtanlage Robert Müser auswirkt.

W. Szepanek



Neu

Anfallernten verkürzen den Lohn der Schaffenden!

räumen, daß das Fleisch des zahmen Kaninchens nicht schmeckt. Das ist glatter Unsinn. Um einen nicht allein wohlgeschmeckenden, sondern sogar sehr schmackhaften Kaninchenbraten herzustellen, dazu gehören vor allen Dingen zwei Bedingungen. Erstens muß der Stall peinlich sauber gehalten werden, und zweitens muß die Hausfrau den Braten sachgemäß behandeln. Wenn diese Bedingungen gegeben sind, dann ist das aber eine direkt feine Sache. In Frankreich, dem Lande der Feinschmecker, weiß man den Braten schon immer zu schätzen, er fehlt auf keiner Speisefarte. Inzwischen gibt es aber auch in Deutschland soviel gute Rezepte für die Zucht eines Kaninchenbratens, daß auch bei uns ein Stück Kaninchenrücken wohl dem besten Fleisch ebenbürtig ist. „Schmeckt nach Stall“, sagen manche Leute. Es gibt auch manche Leute, die nach Schmutz und Schweiß und Dreck riechen. Für das Kaninchen ist der saubere Stall, was für den Menschen Wasser und Seife ist. Von dem Wohlbefinden der Tiere hängt nicht allein der Wohlgeschmack des Fleisches ab, sondern auch die Qualität des Pelzes. Ich sprach darüber mit Mäze Lehmann, ehe ich ihn in die Ausstellung schickte, um ihn mit diesen Sachen in etwa vertraut zu machen. „Watt denn, Pelze? Ich verstehe immazu Pelze, Sie meinen doch, wennje Pelze sagen, det Fell?“

Ich habe ihn beruhigt und ihm gesagt, er soll sich erst mal die Sache ansehen.

„Na ja, scheen, machen wir, aba, een Kanidelfell is nu schon een Kanidelfell . . .“ „Zawohl“, pflichtete Mäze bei, „und een Sealtragen is en Pelz, jawollja, so is det, Herr Sandstrahl!“

„Schön, also hingehen, sehen und urteilen“, habe ich gesagt. Nun hätten Sie die Begeisterung aber nach dem Besuch der Ausstellung sehen sollen. Mäze Lehmann und Frau waren begeistert, und wir sind, wie gesagt, mit dem Bau des Stalles beschäftigt. Am meisten drängelt Frihe. Er will züchten. Die Vermehrung ist ihm nur etwas unklar, und bei der Besprechung dieser Angelegenheit kam es zu einer etwas peinlichen Szene. Also Frihe wollte Kaninchen Eier kaufen und sie von einem Mutterkaninchen ausbrüten lassen. Seine Mutter war dabei und redete ihm das aus.

„Frihe, det is Unsinn, also Hühner und Enten, überhaupt Vögel legen Eier und brüten sie aus, aber Säugetiere nicht.“

„Watt denn — den ollen Quatsch mit dem Klappastrich mit den Froschteich und so, det jloobt ja nu keen Heupferd“, erklärte Frihe.

„Mäze“, schob Mäze ihren aufzuklärenden Sohn ihrem Manne hin, „det is nu deine Sache, bitte, macht den Knaatsch unta euch Männern aus“, und schob mit hoher Nase zur Türe hinaus. Mäze nahm seinen Sohn zwischen die Knie.

„Also Frihe, nu heer mal zu, pass' mal uff! Een Karnidel is een Säugetier, det bringt lebendige Junge zur Welt und nährt se mit seiner Milch.“

„Watt denn — een Karnidel is doch keene Kuh und och keene Zicke“, protestierte Frihe.

„Ejal, also wenn een Karnidel Junge hat, denn hat et och Milch for die Jungen“, antwortete Mäze.

„Also scheen, det wenn wa schon kriegen, wenn et soweit is, aba jeht, wie is det mit det uff de Welt bringen, aba bitte keen Zeknaatsche, keen Quatsch“, verlangte der Junge energisch. Mäze gab sich einen Ruck und legte los.

„Also Frihe, sieh mal, so'n Mutterkaninchen, det trägt die kleinen Jungen im warmen Fell bei sich, und wenn die nun so weit sind, denn legt se se ab und dafier hat det alte Mutterkanin en Nest jemacht, von eigener Wolle, die et vom Bauch nimmt.“

„Scheen, also wo sind die Jungen nu aba genau?“ Mäze schwitzte. „Die sind also im Innern von det Kanin. Die trägt det Kanin bis zur Geburt bei sich — ja — also so is det.“

Frihe legte den Finger an die Nase und forschte weiter.

„Also scheen, jeht aba, wie sind die Jungen denn nu dahinjekommen?“ Mäze schob seinen leiblichen Sohn zu mir hin und entfernte sich mit den Worten: „Also det sagt dir Onkel Sandstrahl, der is mit Karnidelfelchichten besa vertraut.“ Da sah ich nun. Ich habe das nun so gut wie möglich in Ordnung gebracht.

Eins möchte ich aber allen Leserinnen und Lesern empfehlen, und das ist eine rationelle Kaninchenzucht, wo sie möglich ist. Die Vereine, so auch der R.-Z.-V. Gute Hoffnung, Hüllen, gehen gerne mit guten Ratschlägen zur Hand.

Ich bin mit freundlichem Glückauf Ihr Heinrich Sandstrahl

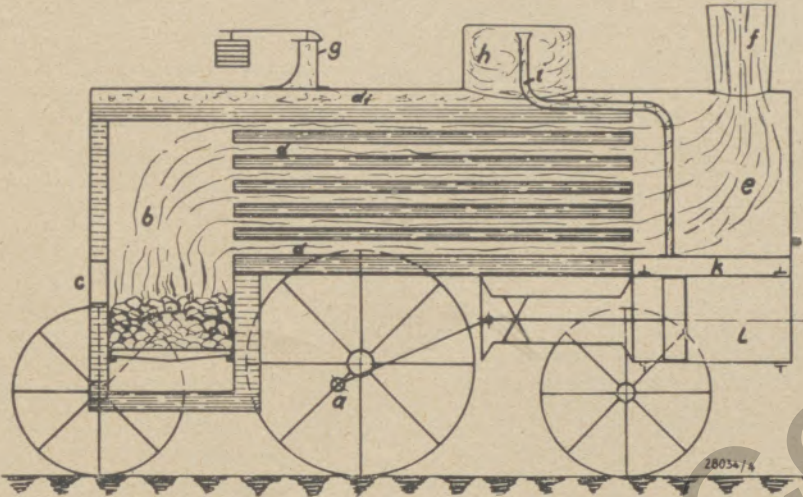
Die Lokomotive



Die Lokomotive ist im Grunde genommen weiter nichts als eine auf Räder gesetzte, sehr kräftig wirkende und auf den engsten Raum zusammengedrückte Dampfmaschine. Sie besteht aus dem Untergestell und dem Wagen. Der Wagen hat vier, sechs oder acht Räder, von denen zwei (a) die Triebäder sind, während die anderen nur Laufäder sind und zur Unterstützung der Last dienen, d. h., wenn sie nicht mit den Triebädern gekoppelt und dadurch ebenfalls zu Triebädern gemacht sind.

Die Triebäder sind größer als die Laufäder, weil von dem Durchmesser die Schnelligkeit der Bewegung zum Teil abhängt.

Auf dem Gestell hängt in Federn der Kesselbehälter oder der eigentliche Körper der Maschine. Er besteht aus dem Feuerraum, dem Kessel und dem Rauchkasten mit dem Schornstein. Der Feuerraum hat die Form eines viereckigen Kastens (b), an dem sich das Schürloch (c) befindet. Unterhalb des Rostes befindet sich der Aschefasten, der nach der vorderen Seite offen ist, um während der Bewegung der Lokomotive die Luft aufzufangen und sie in einem starken Zuge durch das Feuer zu leiten. Das Feuer brennt also bei der Lokomotive nicht unter dem Kessel, sondern hinter diesem und wird mittels Röhren (d, d) durch den Kessel geleitet. Der mit Wasser gefüllte Kessel (a) wird von hundert bis zweihundert Röhren durchzogen. Die Röhren sind an beiden Enden offen, damit die Hitze durch diese streichen kann und das Wasser leicht zum Sieden bringt. Haben Feuer und Rauch den Weg durch den Kessel gemacht, so gelangen sie in die Rauchkammer (e) und von hier durch den Schornstein (f) ins Freie.



Um in das Innere des Kessels zu gelangen, befindet sich oben das sogenannte Mannloch, welches für gewöhnlich dampfdicht verschlossen ist und nur beim Reinigen des Kessels geöffnet wird. Oben auf dem Kessel befindet sich das Sicherheitsventil (g), welches bei einer bestimmten Kraft im Kessel sich selbsttätig öffnet. Die aus dem siedenden Wasser sich bildenden Dämpfe sammeln sich im oberen Räume des Kessels und treten von dort in den Dampfdom (h), welcher mit einer doppelten Wand versehen ist, deren Zwischenraum mit Sand oder Asche ausgefüllt ist, um Abkühlung zu verhindern.

Der Dom ist eine Vorratskammer für den erzeugten Dampf. In dem Dampfdom befindet sich das Ventil, welches die absteigende Röhre (i) verschließt und mittels eines Hebels vom Führerstand aus bedient werden kann. Ist es offen, so strömt der Dampf durch den Schieber (k) in den Treibzylinder (l) und gelangt hier zur Wirkung. Bei jedem Umgange der Triebäder wird zweimal Dampf aus jedem Zylinder gestoßen. Beim Anfang der Fahrt kann man die einzelnen Puffe noch deutlich hören, während sie bei schneller Fahrt in ein fortgesetztes Geräusch übergehen.

Die Lokomotive hat zwei Zylinder, weil es der gleichmäßige Gang unbedingt erfordert. Die beiden Kurbeln sind gegenseitig um neunzig Grad versetzt, damit der tote Punkt leicht überwunden werden kann. Der tote Punkt ist der Augenblick, wo Kolben- und Lenkstange eine gerade Linie bilden. Der Lokomotivführer kann seine Maschine beliebig, schneller oder langsamer, vor- oder rückwärts, laufen lassen. Die Geschwindigkeit der Maschine hängt von der Menge Dampf ab, die durch das Ventil mittels einer Stange vom Führerstand betätigt, eingelassen wird. Soll rückwärts gefahren werden, so steuert der Führer die Maschine um, d. h. er ruft eine umgekehrte Schieberbewegung hervor, wodurch der Dampf jetzt im Schieberkasten vorn eintritt, wo er eben ausgestoßen wurde, es muß also auch eine umgekehrte Bewegung der Maschine eintreten.

Eine Signalpfeife, welche durch den Dampf abgeblasen wird, befindet sich gewöhnlich neben dem Dampfdom. Das Wasser, welches zur Speisung des Dampfessels dient, sowie das Brennmaterial werden auf einem besonderen Wagen, dem Tender, mitgeführt. Das Wasser wird mittels Röhren zu den Pumpen geführt, die das Wasser nach Bedarf in den Kessel drücken.

Eine Dampfmaschine, bei welcher der Dampf, nachdem er den Kolben vorwärts geschoben hat, frei austritt, nennt man Auspuffmaschine. Zu solchen gehört auch die Lokomotive. Läßt man aber den Abdampf aus dem ersten Zylinder in einen zweiten, größeren Zylinder, in dem er den Rest seiner Spannkraft abgibt, so hat man eine Verbundmaschine. G. Sch.

Drinnen und Draußen

Aus meinem Leben

Von Milch, Schnaps und Zigarren einst und jetzt



Es mögen etwa fünfzig Jahre her sein, da hörte ich mal als Junge — ich sollte es nicht hören —, daß meine Mutter meinem Vater sagte, aber eindruckliche Worte machte: „Vater, du hast am letzten Sonntag 35 Pf. ausgegeben für Zigarren und Alkohol, das ist zuviel, denn für das Geld hätte ich im Laufe der Woche auch zwei Liter Milch kaufen können.“ Mein Vater schüttelte bejahend den Kopf und meinte, er habe sich selbst schon geärgert über die unnötige Ausgabe. Meine Mutter streichelte seine stets fleißigen Hände und sagte noch: „Du weißt Vater, ich gönne es dir, aber ich muß scharf rechnen; es sind schlechte Zeiten.“

Vor rund fünfzig Jahren kostete ein Schnäpschen fünf Pfennig, eine gute Zigarre dasselbe und ein Liter Milch 18 Pfennig. Heute kostet ein recht dürftiges Schnäpschen zwanzig Pfennig, eine frühere Fünf-Pfennig-Zigarre etwa 25 Pfennig und ein Liter Milch im Durchschnitt ebenfalls 25 Pfennig. Es muß jedem Menschen einleuchten, daß entweder Schnaps und Tabak unverhältnismäßig teuer sind, oder daß die Milch sehr billig ist. Zigaretten kannte man in meiner Heimat vor fünfzig Jahren noch nicht. In Werktagen rauchte man aus langer und kurzer Pfeife und schnitt sich den Tabak selbst, am Sonntag rauchte der ehrjame Handwerker, der kleine Geschäftsmann und der sogenannte Mittelstand eine oder zwei Zigarren. Man konnte den Durchschnittsverbrauch und die Durchschnittsausgabe des kleinen Mannes für Tabak mit etwa zehn Pfennig pro Tag veranschlagen, das war soviel wie ungefähr ein halbes Liter Milch kostete. Ein Liter Milch war schon damals in fast jedem Haushalt notwendig und wurde auch gebraucht. Meine Mutter stand auf dem Standpunkt, daß Milch und Brot die notwendigsten Nahrungsmittel seien und dazu billiger wären. Wenn nun die Milch im Zeitraum von etwa fünfzig Jahren um rund 35 bis 40 Prozent teurer geworden ist, so ist der Schnaps und die Zigarre 400 bis 500 Prozent teurer geworden, also zehnmal mehr teurer. Eine Zigarette kann man nicht genau in Vergleich bringen, weil sie damals fast unbekannt war, aber viel Unterschied kann da nicht sein, denn eine rauchbare Zigarette kostet fünf Pfennig und für fünf Zigaretten bekommt man heute ein Liter Milch. Das hat sich so das Gleichgewicht gehalten.

Es ist ganz natürlich und auch richtig, daß zunächst das Besteuert wird, was man mit dem Ausdruck Genußmittel bezeichnet und die Nahrungsmittel frei von Steuern läßt, wenigstens soweit wie möglich. Es ist aber ebenso natürlich, daß in Zeiten großer Not und Verdienstlosigkeit jeder zuerst nach dem billigen und guten Nahrungsmittel greifen wird. Daß bei dem Preis für Milch und alle anderen Landesprodukte, wie er heute besteht, der Landwirt schwer zu kämpfen hat, ist auch sehr natürlich, denn die Preise sind nicht entsprechend gestiegen und decken die Selbstkosten nicht, wenigstens nicht bei der Milch. Kommen die hohen Abgaben und Steuern, die Anschaffungskosten für notwendige landwirtschaftliche Maschinen und Kunftbinger in der Landwirtschaft hinzu. Ich weiß nicht, ob es den Schnapsbrennereien und Zigarren- und Zigarettenfabriken auch so schlecht geht wie der Landwirtschaft. Ich habe in letzter Zeit in allen möglichen Branchen von Zahlungsschwierigkeiten, Stützungsaktionen, Sanierungsaktionen usw. gehört, was am letzten Ende alles zusammen Pleiten bedeutet, aber noch nicht von einer Pleite einer Schnapsbrennerei oder einer Zigarettenfabrik. Das ist nun eigentlich komisch, daß es der Landwirtschaft mit allem Drum und Dran gottsjämmerlich schlecht geht, den anderen aber — mindestens besser. Ich habe mal Vermögensbilanz gemacht und festgestellt, daß zehn Zigaretten pro Woche weniger geraucht, zwei Liter gute Milch pro Woche mehr ergeben. Ich muß wieder scharf rechnen, wie damals meine Mutter; es sind schlechte Zeiten.

Philemon

Aus dem Reich der Frau

Warum und Weil in der Küche

Was wissen Sie vom Gemüse?

- Warum sollen Sie lieber anderswo Geld sparen statt am Gemüse?
- Weil Sie keineswegs gut ernährt sind, wenn Sie bloß Fleisch und Kartoffeln essen.
- Warum sollen Gemüse eine Hauptrolle in unserer Ernährung spielen?
- Weil sie Vitamine und Salze enthalten, die für unser Wachstum und Gesundheit unseres Körpers notwendig sind.
- Warum soll Gemüse, das immer schnell weich wird, rasch gekocht werden?
- Weil man, wenn man zu lange kocht, nicht nur dem Geschmack, sondern auch den Vitaminen schadet.
- Warum soll man zum Kochen oder Dämpfen zartschmeckender Gemüsesorten so wenig wie möglich Wasser nehmen?
- Weil sonst die Mineralsalze und noch einige andere wertvolle Nahrungsstoffe im siedenden Wasser zerstört werden.
- Warum soll man die Brühe vom gekochten Gemüse nicht in den Spülstein gießen?
- Weil sie sich ausgezeichnet zu Suppen und Soßen verwenden läßt und außerdem oft sehr nahrhaft ist.
- Warum soll man stark riechende Gemüse, wie Kohl und Zwiebel, mit viel Wasser in einem unbedeckten Topf kochen?
- Weil der durchdringende Geruch, der von einem ätherischen Öl herrührt, bei diesem Verfahren sich verflüchtigt.

Warum überhaupt soll man Gemüse rasch und in einem unbedeckten Topf kochen?

Weil es dann seine appetitliche, frische, grüne Farbe behält.

Warum soll man das Körnchen Soda, das so viele Hausfrauen dem Kochwasser beigegeben, um die Farbe des Gemüses zu erhalten und es weicher zu machen, lieber weglassen?

Weil es dem Vitamingehalt schadet.

Warum sind Gemüse nicht nur für die Ernährung an sich, sondern auch für die Verdauung wichtig?

Weil sie, um ein Beispiel zu gebrauchen, wie eine Art Fahrzeug die andere Nahrung durch den Verdauungsanal schleppen.

Gartenbau und Kleintierzucht

Gartenarbeiten im Monat Oktober



Wenn der Monat September, wenigstens in den besseren Lagen, im allgemeinen noch keine Nachtfröste bringt, so haben wir von jetzt ab täglich mit Frostgefahr zu rechnen. Dadurch erhält der Garten schnell ein anderes Bild. Die vielen edleren Gewächse werden in geschützte Räume gebracht. Für das Obst an den Bäumen und die härteren Wintergemüse sowie für Pflanzen, die kalt überwintert werden sollen, brauchen wir vorläufig nichts zu fürchten, denn die Oktoberfröste sind nur leicht.

Sehr viele Sachen müssen bis in den November hinein draußen bleiben; um so kürzer ist dann die Dauer der eigentlichen Ueberwinterung. Durch vorzeitiges Einbringen würden sie nur verweicht werden und Schaden leiden. Es kann vorkommen, daß im Winter mehr verrotzt und verfault als durch Frost zerstört wird. Gerade der Oktober mit seiner kühleren Luft und leichten Frösten härtet die Pflanzen ab und macht sie erst fähig, die Strenge des Winters gut zu überstehen. Also nichts vor der Zeit einwintern.

Im Obstgarten dürfen von Mitte Oktober ab junge Obstbäume gepflanzt werden. Vor dieser Zeit ist das Holz noch zu weich, auch haben die Bäume noch alles Laub. Es ist nicht gut, das Laub mit Gewalt wegzunehmen, wenn das junge Holz noch nicht ganz ausgereift ist. Gegen Mitte Oktober wird das Holz fest sein, so daß dann die Blätter abgeschritten und die Bäume ausgegraben werden dürfen. Jeder frischgepflanzte Baum erhält eine Kanne Wasser. Die Pflanzgrube bleibt so weit offen, daß sie die Kanne Wasser auf einmal faßt; der Baum wird eingeschlammmt.

Der Boden ist um diese Zeit vom Sommer her zuweilen noch so pulvertrocken, daß geradezu Gefahr für die Bäume bestände, wenn wir sie nicht gießen wollten. Ein gutes Angießen hat aber noch eine andere Bedeutung. Im Oktober und Anfang November bilden sich eine Unmenge neuer Wurzeln. Nur im feuchten (eingeschlammten) Boden können die Wurzeln sich so entwickeln, daß sie den Winter gut überdauern und gleich im Frühjahr neue Nahrung aufnehmen und dem frischgepflanzten Baum zum fröhlichen Treiben verhelfen.

Auch für die Frühjahrspflanzung werden die Baumgruben jetzt ausgearbeitet. Erdbeeren, namentlich die sehr treiblustigen jungen Pflanzen, werden Anfang Oktober nochmals abgerant, damit sie ohne alle An-

hängsel in den Winter gehen. Die Erdbeerbeete können jetzt auch mit kurzem Dünger belegt werden, doch bleiben Herz und Blätter unter allen Umständen frei. Im Gemüsegarten werden alle freigewordenen Beete gedüngt und noch vor Winter umgegraben und bleiben winterrüber in rauher Furche liegen. Das ist wichtig, um dem Gemüseland die wertvolle Winterfeuchtigkeit zu sichern.

Kohl, Sellerie, Porree für den Winter dürfen im allgemeinen in diesem Monat noch nicht geerntet werden, denn alle diese Gemüse entwickeln sich noch, werden größer und besser. Sie würden im Winterlager bei der noch milden Witterung verderben. Blumenkohl, der noch keine Blumen gebildet hat, darf gegen Erde des Monats mit Wurzeln und Blättern ausgehoben und in einem geschlossenen Raum, im Keller oder tiefen, leeren Mistbeetkasten oder in Erdgruben eingeschlagen werden. Die Gruben werden erst mit Brettern, dann mit einer Schicht Laub bedeckt, aber von der Seite so viel es geht gelüftet; dann entwickeln sich auch im Dunkeln schöne weiße Blumen bis in den Januar hinein.

Im Blumengarten muß es, trotzdem es Herbst wird, immer noch gut aussehen. Die Wege werden, wenigstens in der Umgebung des Hauses, täglich gefegt und von dem fallenden Laub gefäubert. Die Leergewordenen Blumenbeete werden mit Kompost gedüngt, umgegraben und neu bepflanzt mit Stiezmütterchen und anderen Frühlingsblumen oder mit Blumenzwiebeln.

Die Knollengewächse, Canna, Dahlien, Begonien, auch Zwiebelgewächse wie Gladiolen werden durch den ersten Frost in ihren oberirdischen Teilen vernichtet. Die Knollen werden dann ausgehoben und frostfrei überwintert. I. K.

Winterliche Obstbaumpflege

Winterliche Obstbaumpflege erstreckt sich nicht nur auf das Anlegen von Raupengürteln und Umgraben der Baumscheiben. An den Raupengürteln fangen sich wohl die gefährlichen Frostpanzer auf ihren Wanderungen. Vielmehr müßte man beim Schnitt der Obstbäume während des Winters auf die Vernichtung aller Schädlinge achten. Besonders sind alle alten Fruchtummien zu entfernen, denn diese tragen den gefürchteten Monilapilz. Durch diesen Pilz bildet sich bereits an den Früchten Schimmel, wodurch diese bald am Baum oder im Winterlager faulen. Gleichzeitig entferne man die alte, lose sitzende Borke an den Bäumen, weil unter dieser viele Schädlinge ihren Winterschlaf halten. Im allgemeinen wird an Steinobst wenig geschnitten.

Bis Ende März soll der Baumschnitt beendet sein. Zweckmäßig sind die Bäume, schneide Windbruch glatt und entferne dürres Holz. Ältere Bäume werden gelichtet, zu dicke und blattreiche Bäume werden nie viel Früchte bringen. Man achte stets darauf, daß die Krone die richtige Form behält. An der Leittriebe führe man den Schnitt dicht über dem Auge aus, aus dem der neue Trieb kommen soll; ein inneres Auge wächst in die Krone hinein; schneidet man auf das äußerste Auge, so verbreitert sich die Krone. Den Abschluß dieser winterlichen Pflege beendet eine gründliche Besprikung aller Obstbäume. Um alle Schädlinge und Pilzsporen zu treffen, die in und an der Rinde überwintern, ist die Winterbesprikung das einzig wirksame Mittel. Mit Obstbaumtarbolineum oder Solbarlösungen werden die Obstbäume an frostfreien Tagen gründlich abgespritzt, wodurch die sonst unzugänglichen Schlupfwinkel aller Schädlinge erreicht werden. Die Bäume bleiben dadurch gesund im Laub und bringen gesundes Obst. Das häufiger beobachtete Käffen der Bäume dient nicht der Schädlingsbekämpfung, sondern soll den Stamm vor den Einwirkungen der Sonnenstrahlen im Frühjahr schützen. Der weiße Anstrich verhindert die plötzliche Erwärmung des Stammes und verhütet das Aufplatzen der Rinde. Außerdem machen die gut gereinigten und sauber gefällten Bäume keinen schlechten Eindruck. Das Umgraben der Baumscheiben nicht vergessen, hierdurch werden die dort überwinterten Schädlinge beseitigt. Zur Bekämpfung der Blutlaus den Wurzelsatz des Baumes mit Aekfalk bestreuen.

Konsum-Anstalt Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft

Mehl billiger

Weine vom Faß

Weizenmehl, lose Pfd. 0,20	Deutscher Wermutwein Ltr. 0,68
Weizenvollmehl Pfd. 0,21	Malaga Ltr. 1,15
Weizenauszugmehl Pfd. 0,23	Samos Ltr. 1,15
Weizenvollmehl 2-Pfd.-Btl. 0,45	Tarragona Ltr. 1,00
Weizenvollmehl 5-Pfd.-Btl. 1,10	Prima Moselwein Ltr. 0,58
ff. Auszugmehl 2-Pfd.-Btl. 0,50	(ausgez. f. Bowlen usw.)
ff. Auszugmehl 5-Pfd.-Btl. 1,20	Weißweine in Flaschen
Roggenmehl, lose Pfd. 0,16	in guter Auswahl
	Großwinterheimer Heerweg
	einschl. Glas 0,58

7 Prozent Rabatt

Einkellerungskartoffeln: Bestellungen werden in den Verkaufsstellen entgegengenommen. Wir liefern nur einwandfreie, haltbare Ware zum billigsten Tagespreis.

Achtung für Hühnerhalter!

Die Eintragungen für verbilligtes Hühnermischfutter können in den Verkaufsstellen erfolgen.

Konsumverwaltung
der Vereinigte Stahlwerke A.-G.

Farben und Lacke

Bernstein-Fußbodenlackfarbe, über Nacht trocknend und sehr haltbar. 1000fach bewährt. Angerührte Farben.

Löwendrogerie H. Kuhlmann
Bulmke, Ecke Kirch- und Heinrichstraße



Die gute Brille

erhalten Sie bei
Bäumer & Cie
F. Diedenhofen
Optiker • Bahnhofstraße 28

Reellste Bezugsquelle: NEUE GÄNSEFEDERN

von der Gans gerupft, mit Daunen, dopp. gerein., Pfd. 2,—, allerbeste Qualität 3,—, kleine Federn (Halbdaunen) 4,—, Dreivierteldauen 5,— und 6,—, gereinigte geriss. Federn mit Daunen 3,25 und 4,25, hochpr. 5,25, allerf. 6,50, 1a Volldaunen 8,— und 9,—. Für reelle, staubfr. Ware Garantie. Versand gegen Nachnahme ab 5 Pfd. portofr. Nichtgefall. nehme auf meine Kosten zurück. Willy Manteuffel, Gänsemästerei, Neutrebbin 61b (Oderbr.) Ältestes und größtes Bettfedernversandgeschäft des Oderbruches, gegr. 1852.

Preußische Klassenlose und sonstige Lose aller Art stets vorrätig

Mein Photomaton (der einzige in Gelsenkirchen) photographiert Sie 4maj in 8 Minuten für nur RM. 0.50 Staatl.

Lotterie - Flaskamp
Einnahme Alter Markt 20

Schlanker - aber ohne Qualen!



Das Paket in dem Sie diesen od. einen and. Schlankheittee kaufen, ist undurchsichtig. Erst Ihr Magen weiß, ob Sie richtig gewählt haben. Der kluge Käufer urteilt so: Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee bewährt seit über 25 Jahren. 2. Er ist über ganz Europa verbreitet. 3. Keiner wurde öfters nachgeahmt. 4. Viele taus. Atteste v. Aerzten u. Verbrauchern bürg für ihn. Darum: eine Tasse Tee jeden Morgen, das macht schlank u. elastisch, erfrischt das Blut u. die Säfte, ist bekömmlich und wohlschmeckend. Pack. M. 1.80., Kurp. M. 9.—, extrastark: M. 2.25 u. 11.25. In all. Apotheken u. Drog. Nehmen Sie aber nur

Dr. ERNST RICHTER'S
FRÜHSTÜCKSKRÄUTERTEE
„Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate
München Güllstraße 7

Nicht nur an Sonn- und Feiertagen, sondern ständig den vorzüglichen und ergiebigen KA-I-RO-Kaffee. Das ist das Richtige!

Gelsenkirchen, Bahnhofstr. 39 neben Sinn

Aufbügeln wie neu

chemisch reinigen, färben usw. am besten u. billigsten in der modernen

Dampfbügelanstalt „BUGELFALTE“
Alter Markt 10, Ruf 27777

Anzug entstauben, dämpfen und bügeln . . . Mk. 1,75
Anzug chemisch reinigen und bügeln . . . Mk. 4,90

Werksangehörige können

Kleine Anzeigen

in dieser Zeitung kostenlos aufgeben